

Hierzu nun einige Bemerkungen: Im Gegensatz zu vielen anderen enthält dieses Schema nur *ein* konstruiertes (hypothetisches) Element: die jeweilige Sprache. Alle übrigen Elemente sind unbestreitbar real. Ein *Text*, oder eine *Äußerung* ist zweifellos »realer« als die „Sprache“, in der er redigiert, in der sie formuliert ist. Eine „Sprache“, zumindest eine sogenannte »natürliche« Sprache, ist ein hypothetisches Konstrukt. Für wichtige Schulen der Sprachwissenschaft, so z.B. für den nordamerikanischen Deskriptivismus oder für den britischen Kontextualismus, gibt es daher auch keine Sprachen, sondern nur Texte oder Äußerungen. Bei einem künstlichen *Kode* verhält es sich anders, er ist insofern »vorhanden« als alle seine Elemente und Verknüpfungsregeln in expliziter Form vorliegen. Das ist bei den »natürlichen« Sprachen nicht der Fall, sonst wäre jede Sprachwissenschaft überflüssig. Die graphisch mit unterschiedlichen Mitteln eingezeichneten Verbindungslinien zwischen den verschiedenen Komponenten meines schlichten Modells stehen für unterschiedliche Relationen:

- = Relation „Übersetzung“
 = *langue/parole*-Relation
 — — — = Relation „eine Sprache können“

Alle übrigen, spekulativ zu rekonstruierenden, Elemente sind ganz bewußt weggelassen worden, so z.B. *Ausgangskultur/Zielkultur*, aber auch *Inhalt*, oder *Sinn* des Textes, *Botschaft/Nachricht* usw. usf. All das wird wenigstens teilweise nachgeliefert, wenn ich nun versuchen werde zu erklären, wie das Modell funktioniert:

– Der Autor hat zweifellos eine Ausdrucksintention, er will etwas sagen. Er kann sich jedoch nicht völlig frei und spontan mitteilen, er muß sich dabei einer kulturell tradierten Technik anvertrauen, die seine Intuition gängelt, kanalisiert, eben der Sprache, mit deren Hilfe er sich mitteilt. Ich möchte hier gleich hinzufügen, daß dies *nicht* im Sinne der strengen Version des sogenannten „sprachlichen Relativitätsprinzips“ verstanden werden soll¹⁵. Unsere Sprachen erlauben uns einerseits nicht, all das zu sagen, was wir eigentlich sagen wollen, wir können uns mit ihrer Hilfe nur diesem letztlich unerreichbaren Ausdrucksziel beliebig nähern. Diese Erkenntnis ist weder neu noch originell. Wichtiger ist der komplementäre Aspekt der Sprachproblematik, der schon in dem berühmten Ausspruch von Roman Jakobson angeklungen ist (cf. supra 1. Kapitel): Die Sprachen zwingen uns dazu, alles mögliche zu sagen, das wir eigentlich gar nicht sagen wollen, das wir jedoch sagen müssen, wenn wir korrekt sprechen wollen. Das fängt bei ganz einfachen Dingen an: Eine Frau, die eine romanische Sprache spricht, ist gezwungen, sehr viel häufiger Auskunft über ihr Geschlecht zu geben als eine Frau, die Deutsch oder Englisch spricht. Wo die Italienerin sagt *sono stanca*, sagt die Deutsche *müde*, die Engländerin *tired* und verwendet somit grammatische Formen, die keinen Rückschluß auf das Geschlecht des Sprechers zulassen. Es ließen sich sehr viel bedeutsamere Beispiele dieser Art anführen. Sprachen sind, wie man im Jargon der Soziologie sagt, „objektive Sozialgebilde“; sie gehören uns nicht allein und taugen auch nicht zum unmittelbaren Ausdruck unserer Innerlichkeit. Daraus folgt etwas für die Übersetzung außerordentlich Wichtiges: Das, was wir „Sprache“ nennen, ist semiotisch viel zu reich, als daß ein einzelner

¹⁵ Zu diesem Prinzip, das gelegentlich fälschlicherweise mit Wilhelm von Humboldt in Verbindung gebracht wird, vgl. u.a. Kutschera ²1975, 4. Kapitel und Albrecht 1979.

alles überblicken könnte, was er da spricht oder schreibt. Schon die harmlosesten Äußerungen gehen über den Ausdruckswillen ihres Urhebers hinaus. Wie oft sind wir im Alltag überrascht darüber, wie man, trotz sorgfältig überlegter Ausdrucksweise, immer wieder mißverstanden werden kann. Für literarische Texte gilt dies in weit höherem Maße. Der Autor kann beim Schreiben unmöglich vorhersehen, was alles in seinem Text »drinsteckt«. Daher kann auch die Intention des Autors nicht die letzte Instanz sein, wenn es gilt, die Invariante bei der Übersetzung eines Textes zu bestimmen.

– Bei der Entschlüsselung des Textes findet notwendigerweise eine Auswahl aus verschiedenen Verstehensmöglichkeiten statt. Man kann nie sicher sein, die schlechterdings »richtige« Interpretation zu finden, und aus Gründen, von denen die Rede war, ist es noch nicht einmal in allen Fällen sinnvoll, den Autor zu fragen, wie er das denn nun »gemeint« habe. Bei deskriptiven Texten ist es jedoch in jedem Fall angezeigt; ich habe es selbst bei meinen Übersetzungen eines französischen Romanciers wiederholt getan. Für die große Zahl von Texten, die von Autoren stammen, die wir nicht mehr fragen können, bietet sich diese Möglichkeit freilich nicht.

– Die Neuverschlüsselung des Textes durch den Übersetzer birgt dieselben Schwierigkeiten in sich wie das Verfassen des Originals, wobei erschwerend hinzukommt, daß die Neuverschlüsselung von anderen kritisiert werden kann, die Erstverschlüsselung jedoch schwerlich, zumindest nicht in der Form, in der man eine Übersetzung kritisiert.

– Die ursprüngliche Ausdrucksintuition eines Autors gelangt also auf verschlungenen Pfaden, in vielfach gebrochener Form ins Verständnis des Lesers einer Übersetzung. Bis zu diesem Punkt bin ich mit vielen modernen Übersetzungswissenschaftlern völlig einig. Ich würde nur andere Konsequenzen daraus ziehen. Man sollte die im Modell als durchgezogene Linie eingezeichnete Relation, die Relation zwischen zwei Texten, in guter philologischer Tradition wieder viel ernster nehmen, als das heute der Fall ist. Texte werden aus sprachlichen Zeichen gemacht, nicht aus »Ideen«. Ausgangspunkt jeder Übersetzung hat der Text zu sein und seine objektiv gegebenen semiotischen Relationen, nicht Spekulationen darüber, was der Autor nun »eigentlich« sagen oder was er mit seinem Text erreichen wollte. Das weiß er – im strengen Sinn – selbst nicht so genau. Spekulationen dieser Art sind vor allem in praktischer Hinsicht, im Alltag des Übersetzers, eine oft unterschätzte Gefahr. Wer zu schnell und zu leichtfertig auf die vermeintlichen »Bedürfnisse« seiner Leser sieht, wer dunkle Stellen um jeden Preis »aufhellen«, plausibel machen möchte, verstellt sich oft mutwillig den Zugang zu einem Text, bricht den mühsamen Verstehensprozeß zu früh ab. Dies alles gilt selbstverständlich uneingeschränkt nur für literarische Texte.

– Ich habe mein Modell unter Rekurs auf einige wohlvertraute Begriffe der Kommunikationstheorie entworfen und möchte das jetzt ausdrücklich kritisieren. Wir müssen (zumindest im Bereich der literarischen Übersetzung) wegkommen von der Vorstellung, ein Schriftsteller habe seinen Lesern eine unmittelbare Botschaft mitzuteilen. Das gilt noch nicht einmal für die sogenannte *littérature engagée*, so wie sie von Sartre konzipiert wurde. Das alles kann hier nicht ausführlich behandelt werden, ich kann hier nur Denkansätze vermitteln. Zu diesem Zweck abschließend zwei Zitate. Das erste stammt von Walter Benjamin:

Nirgends erweist sich einem Kunstwerk oder einer Kunstform gegenüber die Rücksicht auf den Aufnehmenden für deren Erkenntnis fruchtbar. Nicht genug, daß jede